

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Wilfert, Otto: Fechtbruders Nachtlager. Eine wahre Geschichte mit  
angehängten Randglossen

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



### Fechtbruders Nachtlager.

Eine wahre Geschichte mit angehängten Randglossen  
von Otto Wilfert.



Christ, wenn die Armen manchmal  
Vor deiner Thüre stehn,  
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl  
Der Herr sei, ungeschult!  
Und wenn ihr mütter Ruf so bang  
Erschallt zu dir herein,  
Horch auf, ob seiner Stimme Klang  
Nicht möchte druntersein ?!

in wohlbekanntes Lied! So einfach es ist, ich hab' mich schon  
dran erbaut und oft darüber nachgedacht. Auch die  
so prächtig zum Inhalt und fällt mit ihrem rhyth-  
mischen Schwingen und ihrem ansprechenden Tongesänge  
leicht ins Ohr. Ich hab' sie erstmals in einem  
Kesseldienst kennen gelernt und seitdem taucht das Lied  
einer Erinnerung immer in Verbindung mit Glöckchen-  
glocken und Orgelschall auf und zaubert mir ein Knäblein  
die Augen, das in einem Winkel der alten Garni-  
erche der Residenz auf der Treppe zur Empore sah  
gar andächtig zuhörte. Das Knäblein war ich,  
t aber nimmt das alte Lied einen neuen Weg zu  
tem Herzen: es kommt nämlich direkt vom Tanz-

und das ist so zugegangen: In ein hohentobisches  
lein im Württembergischen, nicht weit vom Kocher,  
des Abends ziemlich spät ein Handwerksbursche.  
er ihm fröhlich zu Mute, denn das Dorf schien  
Abend und ließ gute Beute hoffen. Er fing an  
fechten, wie's Brauch ist, von Haus zu Haus.  
in gab ihm allerlei; in einem Haus griff die Frau  
h dem Brotlaib, im andern schenkte der Bauer  
in Schnaps ein, im Kaufladen gab's eine Liebes-  
arre, und so weiter. Aber nirgends Geld, und aus-  
änden. Die Leute hatten nämlich selber keins. Als  
eine Weile so gefochten hatte und satt war, fing er  
extra um Geld zu bitten, denn er hatte merk-  
rdigerweise auch keins, und wollte übernachten. Aber  
wollte nicht gelingen; niemand gab ihm Geld. Er  
ede dringender und bat immer angelegentlicher; es half  
mer nichts. Im Wirtshaus angelangt, bat er um  
Nachtsquartier. Man antwortete: „Ja, um zwanzig  
ennig, anders nicht.“ — Also immer weitergefochten!  
er Erfolg war: alles mögliche, aber kein Pfennig  
eld. Und dabei wurde es allmählich stockfinster.

Nun war guter Rat teuer, denn die Straße  
ist eine harte Lagerstatt, Nacht und Kälte sind  
schlechte Schlafkameraden und der Wind  
macht's nicht besser, sonderlich wenn er durch  
die Hosen pfeift. Traurigen Sinnes, ent-  
täuscht und verbittert wollte unser Handwerks-  
bursche schon den Staub von den Füßen schüt-  
teln und murmelte, um damit den Anfang  
zu machen, bereits etwas in seinen struppigen  
Bart hinein, das klang wie: „Schäbiges Pack,  
hol' Euch alleamt der Teufel!“ Da blühte  
noch einmal ein Licht über den Weg, vom  
letzten Haus, wie es schien. Richtig, da  
war er noch nicht gewesen; nebenan noch ein  
Haus; aha, die Kirche! Also war das Haus  
mit dem Licht wohl das Pfarrhaus. Unser  
Handwerksbursche zog die Klingel und sagte  
sein Sprüchlein her: „Armer Reisender bittet  
um einen Zehrpennig.“ Hinter dem Fenster  
zeigte sich eine Gestalt. „Ach, Herr Pfarrer,  
ich kann nirgends unterkommen, niemand läßt  
mich ins Haus, bitte, haben Sie die Freund-  
lichkeit und lassen Sie mich bei Ihnen über-  
nachten, unser Heiland soll's Ihnen vergelten!“  
Der Pfarrer, ein junger Mann, führte sonst  
ein scharfes Regiment in seinem Dorf, denn  
er war Soldat gewesen, und schon hatte er  
ein Wort des Tadels auf den Lippen, daß der  
Landstreicher gegen den Brauch so spät am  
Abend noch fechte. Aber eben als er anfangen  
wollte, fiel ein Lichtschein auf die dürftige  
Gestalt da unten; zudem tönten ihm die letzten  
Worte des Fremden ins Ohr, und ein gar  
gutmütiger Mann war er auch, trotz seiner  
Vorliebe für das stramme Militär. Er besann  
sich. Dann sagte er: „Ja, guter Freund, über Nacht  
kann ich Sie nicht behalten, dazu sind wir nicht einge-  
richtet. Aber gehen Sie doch ins Lamm, da muß man  
Sie ja behalten!“ — „Ja, ich habe aber kein Geld, und  
der Lammwirt will zwanzig Pfennig, anders thut er's  
nicht!“ replizierte der Handwerksbursche. „Nun,“ gab  
der Pfarrer zurück, „da soll's nicht fehlen, kommen Sie  
einmal herauf!“

Und richtig, oben bekam unser Handwerksbursche  
die begehrten zwanzig Pfennig.  
Nun, soweit wäre alles ganz einfach verlaufen, denkt  
der geneigte Leser. Jawohl; aber jetzt kommt's. Der  
Handwerksbursche zog fröhlich ins Lamm. Er zeigte  
dort triumphierend seinen Zwanziger und wurde nun zu  
Gnaden angenommen. „Sehen Sie,“ sagte der Lamm-  
wirt, „das habe ich ja gleich gesagt, um zwanzig  
Pfennig können Sie dableiben. Sie wären der erste,  
der hier keine zwanzig Pfennig zusammenbrächte!“  
Die Lammwirtin aber schaute verwundert auf das  
Silberstück und sagte: „Siehst, Mann, er hat's an  
einem Stück; o, der hat schon vorher Geld genug ge-  
habt, der hat bloß nimmer fechten mögen!“ Der  
Handwerksbursche dachte allerlei, sagte aber nichts,  
sondern bat nur, man möchte ihm ein Licht geben und  
ein Gesangbuch und ihm sein Bett anweisen. Das  
geschah auch, wenn gleich die Wirtsleute etwas er-  
staunte Mienen dazu machten. Die Lammwirtin wußte  
nicht recht, wie ihr zu Mute ward; das war ihr  
noch nie vorgekommen, daß ein Handwerksbursche vor  
dem Bettgehen keinen Schnaps, sondern ein Gesang-  
buch verlangte. Kopfschüttelnd ging sie selbst mit dem  
Fremden die Stiege hinauf, um ihm seine Lagerstatt  
anzuweisen. Und in was für einem noblen Ge-



mache war dieselbe aufgeschlagen — nämlich im Tansaal!

Getanzt hat unser Handwerksbursche nun freilich nimmer, dazu war er zu müd. Im Gesangbuch muß er aber noch gelesen haben. Denn als die Wirtin am andern Morgen — sie wußte nicht warum, denn sonst that sie das niemals, heut aber war ihr, als sollte sie doch nach ihrem seltsamen Gaste sehen — also, als die Wirtin am andern Morgen hinaufging in den Tansaal, war das Licht fast ganz heruntergebrannt und das Gesangbuch aufgeschlagen. Auf dem Vers aber:

„Christ, wenn die Armen manchesmal  
Vor deiner Thüre stehn,  
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl  
Der Herr sei, unversehrt“ —

auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte. Der Handwerksbursche aber war verschwunden.

So ist's gegangen. Die Geschichte ist nicht übel, namentlich auch, weil sie wahr ist. Zwar die Bauern in dem betreffenden Dorf lassen durch ihre Verwandten in der Umgegend allenthalben aussprennen, es sei alles erlogen. Aber ich weiß es von einem, der's wissen muß.

Sodann giebt die Sache allerhand zu denken, und wenn's dem Leser nicht zu langweilig ist, will ich ihm zum Exempel einiges darüber vordenten. Nämlich ungefähr folgendes.

Wenn ich eine Geschichte gelesen habe, so lasse ich die Personen, die darin vorkamen, vor meinen Gedanken Revue passieren, und ich denke, andere Leute machen es auch so. Betrachten wir also zuvörderst den Fürnehmer in der Historie,

den Pfarrer und sein Verhalten. Freilich, gerade darüber, was der Pfarrer ist und sein soll, ob etwas „Fürnehmer“ oder nicht, sowie darüber, zu was die Leute meinen, daß er da sei, zu was er aber gar nicht da ist, ließe sich manches sagen. Davon vielleicht ein andermal. Geut wollen wir's kurz machen und bloß den Fall ins Auge fassen. Da fragt sich zum Beispiel: Hätte der Pfarrer den Handwerksburschen im Pfarrhaus über Nacht behalten sollen, oder nicht? War's recht, daß er dem Bettler überhaupt etwas gab, oder nicht? Und wenn, waren zwanzig Pfennig zu viel oder zu wenig? Was meint der Leser?

Ich meine dieses: Zwar, ein Pfarrer und ein Handwerksbursche sind beide Menschen, aber es ist ein Unterschied zwischen einem Pfarrer und einem Handwerksburschen und zwar je nachdem der letztere ist, ein

sehr großer. Denn der Schluß wäre falsch, wenn einer schließen wollte:

1. Handwerksburschen sind Menschen;
2. der Pfarrer ist ein Mensch; folglich
3. ist der Pfarrer ein Handwerksbursche.

Das wäre gerade so, als ob einer sagte: „Die Franzosen sind Menschen, Bismard ist ein Mensch, also ist der Bismard ein Franzos.“ Ein Kind sieht wo der Fehler steckt. — Sodann ist die christliche Nächstenliebe gewiß eine schöne Sache, aber ein sauberes, frisch überzogenes Gastbett ist auch eine schöne Sache, dagegen ein fahrender Handwerksbursche nicht immer. Es kommt nämlich vor, daß ein solcher allerhand „Hausleute“ beherbergt, wie der Volkswitz sagt, nämlich größere und kleinere Tierlein, die zwar bei den



Auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte.

Ebinesen als Lederbissen gelten und auf Butterbrot gestreut werden, bei uns aber nicht. Also, daß es da einer Pfarrer manchmal doch ein wenig graust und daß sie sich solche Gäste ihres Eheherrn verbittet, dagegen kann man nicht viel sagen. Ferner: daß der Pfarrer dem Reisenden zwanzig Pfennig gab, war meines Erachtens genug. Er verweigerte ja damit einem wildfremden Menschen ein ordentliches Nachtquartier und half ihm aus erster Not. Gestrichelt giebt Landorte, die täglich durchschnittlich von zwanzig Handwerksburschen heimgeführt, das heißt, zwanzigmal abgeholt werden, und der Pfarrer müßte ein reichlicher Mann sein, wollte er jedem zwanzig Pfennig geben. Wir wollen einmal annehmen, kämen nicht zwanzig sondern nur zehn „fremde Reisende“ täglich und der Pfarrer gäbe jedem zwei Pfennig, so würde das jährlich 73 Mark ausmachen, das heißt das dreifache der Staatssteuer vom Dienstinkommen eines jungen Pfarrers. Giebt der Pfarrer zwanzig Pfennig pro Mann, so sind's jährlich 730 Mark — die reichen Pfarrer aber, die eine solche Last tragen können, mag's in England geben, bei uns zu Lande sind sie rar.

Zweitens: Die Wirtskleute. Gewiß, von dem Lammwirt war's nicht schön, so stramm auf seinem „Schein“ zu bestehen. Aber er verlieh sich stolz auf die reichen Bauern im Ort und dachte: die sollen auch etwas thun. Und wer weiß, wäre der Reisende nach einer halben Stunde abermals bittend erschienen, er wäre vielleicht doch aufgenommen worden, auch ohne Geld. Die Lammwirtin meint, wie man sieht, daß Betteln sei eigentlich des Handwerksburschen Pflicht,



und wenn einer es daran fehlen lasse, müsse er extra dazu ermahnt werden. Auch eine Meinung! Doch wir wollen nicht mit ihr streiten, das Frauenzimmer behält ja doch immer recht.

Drittens: Die Bauern. Wir wollen sagen, es waren hundert wohlhabende bäuerliche Haushaltungen. Durchschnittlich erhielt gewiß jeder fremde Reisende in jeder Haushaltung ein Geschenk im Wert von mindestens zwei Pfennig. Thut pro Jahr, bei zehn Durchreisenden täglich, einen Gemeindefchaden von hundert mal 73 Mark, das heißt zusammen 7300 Mark. Im ganzen Oberamt von, ich will sagen, zwanzig derartigen Dörfern gebe das das schöne Budget von 146 000 Mark. Hei, das sind Summen, lieber Leser! Aber rechne sie nach und widerlege mich! Ich will nun zugeben, daß zehn „Reisende“ Tag für Tag etwas viel ist. Sagen wir fünf — so giebt's 73 000 Mark. Und dabei sind die massenhaft auftretenden Zigeuner, die oft in Banden bis zu vierzig Köpfen die Dörfer überfallen, nicht gerechnet, und von dem moralischen Schaden, den diese schlimmen Gesellen (im Vergleich zu denen die Handwerksburschen, zumal es auch ordentliche darunter giebt, wahre Heilige sind) anrichten, wollen wir heute schweigen. Nein, nur die Festsbrüder! Wenn nun diese Landesstreicher, die notabene gar nichts arbeiten, ein Oberamt auf jährlich nur 20 000 Mark kommen sollten, so ist das doch schon kolossal viel Geld für einen solchen Zweck! Nicht? Aber soviel kosten die „fremden Reisenden“ ganz gewiß jeden Bezirk oder Kreis im deutschen Vaterland jährlich, und das Königreich Württemberg, in dessen Grenzen unsere Geschichte verspielt hat, giebt demnach mit seinen 64 Oberämtern für die Stromer jährlich mindestens netto eine Million Mark aus, Baden etwa 700 000 Mark, — und dieses Geld ist einfach zum Fenster hinausgeworfen! In Bremen ist jüngst ein Buch herausgekommen, betitelt: „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben“, das von einem geretteten ehemaligen Handwerksburschen geschrieben ist. Der berechnet den Aufwand des Deutschen Reiches für die Stromer auf etliche 300 Millionen! Wer will nun auf die Bauern, die doch gewiß den größten Teil der Last tragen, einen Stein werfen?

Viertens: Der Handwerksbursche. Ja, das war schon ein geliebter Geselle. Gewiß giebt es unter den Stromern auch solche, die brave Menschen sind und durch unverschuldetes Unglück in Not geraten. Aber ob wir den untern dazu rechnen dürfen, ist doch nicht sicher. Mir scheint, er wollte vor allem den Leuten einen Denzettel anhängen, und ich fürchte, dies war ihm wichtiger als die Religion und das Gesangbuch. Aber gewiß weiß ich's nicht, und der Leser auch nicht, wir wollen also nichts gesagt haben! In Wahrheit hat er jedenfalls so unrecht nicht gehabt. Es ist eben nicht recht von einem christlichen Volk, daß es die „Wanderer“ so verkommen läßt. Arme Leute muß es immer geben, ja, da ist nichts zu machen, aber Bettler brauchen wir nicht aufkommen zu lassen. Man Sorge dafür, daß diese jungen kräftigen Leute arbeiten müssen, und sie werden nicht auf der Straße verderben.

Mit einem Wort: Der Staat, das Gesetz, muß diese Sache endlich in die Hand nehmen. Anders geht es nicht. Der Staat nehme das Miesgeld, das die Landstreicher ja doch so wie so kosten, und greife der christlichen freiwilligen und privaten Wohlthätigkeit mit Kraft unter die Arme. Denn die Anstalten der christlichen Liebe, die Rettungshäuser, die Herbergen zur Heimat und die Arbeiterkolonien (Wilhelmsdorf,

Dornahof, Ankenbusch und wie sie alle heißen), sind angehts der furchtbaren Not bis dato nur ein Tropfen ins Meer.

Ja — sagt der Leser nachdenklich — man hat doch Verpflegungsstationen! Helfen denn die nichts? Antwort: Nein, sie helfen wenig. Namentlich, weil sie leider Goites unbegreiflicherweise nicht über das ganze Reich ausgedehnt sind. Würden sie ein großes Netz bilden, es wäre schon eine große Hilfe, und die Erfinder dieser Einrichtung, der württembergische Dekan Kemmler in Nagold und der Oberamtmann Hugel in Hall, verdienen den Dank aller Menschenfreunde. Aber so, wie es ist, nützt die Sache nicht viel. In des Verfassers Gegend waren auch eine Zeitlang solche Stationen eingerichtet. Die „Reisenden“ bettelten trotzdem nach wie vor die Ortschaften ab und so waren die Ausgaben doppelt. Die ländliche Polizei ist gegenüber diesen Wanderern, wie gegenüber den Zigeunern, völlig machtlos. Und wenn man je einmal in einem Ort die Festsbrüder wirklich einsperrt, wie das papierene Gesetz befiehlt, so werden sie erstens hierdurch nicht gebessert und zweitens muß sie die Gemeinde dann gesetzmäßigerweise einen ganzen Tag verköstigen. Nein, nein, es hilft alles nichts, der Staat, das Gesetz, muß energisch, und nicht wie bisher bloß auf dem Papier, eingreifen.

Moral: Der Leser wähle das nächste Mal einen Abgeordneten, der dazu helfen will!

### Ein Vesperstündchen.



eneditt  
Schwämmle  
war Mate-  
rialist, d. h.

er hatte ein Materialwarengeschäft in B. Wenn seine Gattin ihn auch noch außerdem einen „Materialisten“ nannte, so war dies eine willkürliche Auffassung der Frau Schwämmle; sie konnte darunter nur jene Richtung verstehen, deren Anhänger einen saftigen Kalbsbraten allen geistigen Genüssen vorziehen und deren Ideale einem Fäßchen Bod so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Herr Schwämmle war also ein zweifacher Materialist, aber — zu seiner Ehre sei es gesagt — ein dreifacher, auch ein Materialist in Glaubenssachen, war er nicht; im Gegenteil, er hielt sich für einen sehr guten und gläubigen Christen, wenn er auch am Sonntag morgen viel gewissenhafter auf den Besuch der Elfemeffe als auf den der kirchlichen Messe hielt. Von seinem Tagewerk war ihm das Vesperstündchen das allerliebste, und unter diesen Vesperstündchen standen die obenan, an denen ihm